

## **Auszüge einer Eröffnungsrede von Alexander Koch**

Es läßt sich nicht länger leugnen, das Sommerloch ist vorbei, seit heute hagelt es wieder Kunst und Vernissagen und wir starten durch in eine neue Saison, die voraussichtlich genauso viele Enttäuschungen bringen wird wie die Vorangegangenen auch...

Die Suche nach etwas, das die Welt im Kopf zu einer leichten Drehung verleiten könnte oder ihr in aller Bescheidenheit doch zumindest einen Schubs gibt ( und sei es nur der der Selbstvergewisserung) gerät immer mehr zu einer Suche nach der Nadel in einem Haufen aus Belanglosigkeiten, Geschmeidigkeiten und Geschmacklosigkeiten. Irgendwo zwischen Befindlichkeitsduselei, verkapptem Neokonzeptualismus und Soziokitsch hat sich die Langeweile eingenistet – langfristig, wie es scheint...

Ein kurzer Rückblick: Die avancierteren Künstlerinnen und Künstler und die ihnen oft vorausseilende Theorie haben in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten viel Energie auf die Dekonstruktion unserer tradierten Kunstbegriffe verwandt...

Und dies zu unserem Glück! Die Säkularisierung und Entmystifizierung alles Künstlerischen und alles Bildhaften zählt gewiss zu dem Wichtigsten, das Kunst und Theorie im vergangenen Jahrhundert geleistet haben. Nur beschleicht mich zunehmend das Gefühl, dass wir für diese Bewusstseinsweiterung einen Preis zu zahlen beginnen, der vorher nicht mit einkalkuliert war:

Das Künstlersubjekt der Jahrtausendwende – Aufgeklärt bis zum Einschlafen...

Wenn wir nun aber gefragt werden, was sich denn ändern sollte und was wir denn gerne sehen würden wenn wir uns was wünschen dürften, dann werden wir schnell etwas verlegen, denn so genau wissen wir das eben auch nicht und eigentlich immer erst dann, wenn wir es vor Augen haben. Oder besser noch: wenn wir es anschließend nicht mehr vergessen können. Oder – das wäre dann tatsächlich ein herausragendes Saisonereignis: Wenn wir es gerne wieder sehen wollen!

Deshalb hatte ich mir gewünscht zur Eröffnung dieser ersten Einzelausstellung von Thomas Fißler kurz etwas sagen zu dürfen. Denn ich kenne seine Arbeit seit mittlerweile fünf Jahren und es gibt wenig, das mich seither so wenig gelangweilt hat. Und schon alleine das wäre eine Rede wert. Mich überfallen angesichts von Thomas Arbeiten, insbesondere seiner Bilderserien, regelmäßig kleine glückliche Schauer, denn was sie erzählen, lässt sich – kurz gesagt – auf keinen Punkt bringen. Es findet irgendwie nicht zueinander, fast möchte man sagen: es findet gar nicht statt...

Seine Bilderzählungen sind Keller voller Leichen, die sich auf meine Kosten amüsieren. Sie sind so voll von doppelten Böden, so voll von vorgetäuschten, erschwindelten und herbeigelogenen Realitäten, dass sie für mich ein dauerhaftes Rätsel bleiben. Auch deshalb, weil hier nichts inszeniert, manipuliert oder gebastelt wird. Es handelt sich im Wesentlichen um Schnappschüsse, gemacht mit einer simplen Panoramakamera oder im Falle der neueren Stereobilder mit einer alten russischen Kamera.

Allerdings: Gemacht mit einem großen Wissen um die Sprache, zu der Bilder fähig sind. Gemacht mit einem subtilen Humor und mit einem ungeheuren Gespür für die kleinen Details und die Zufälle, die das scheinbar Vertraute und vermeintlich Plausible urplötzlich ins Absurde kippen lassen. Wobei jene Abzüge der Realität – die Manche der Fotografie immer noch nachsagen – entgültig ins Reich des Fiktionalen katapultiert werden.

Kontinuität, Eindeutigkeit, Kausalität oder gar die solitären Wahrheiten, nach denen unser Blick und unser Verstand und unsere aktuelle Kunst so gerne verlangen, bleiben hier gründlich auf der Strecke...

Und vielleicht eines noch: Was diese stille und in ihrem ganzen Auftreten unpräzise Arbeit vor allem anderen auszeichnet, ist ihre melancholische Poesie. Thomas Fißler zitiert selber die Haikus als ein Prinzip, das seiner Arbeit zugrunde liegt: Jene selbstvergessenen japanischen Kurzgedichte, die aus der „Wenigkeit von 17 Silben bestehen, von denen jede einzelne mit gleicher Sorgfalt behandelt werden will“.

Und dass Melancholie und gute Poesie in der heutigen Kunst zwar keine große Popularität genießen, dass sie allerdings wesentlich länger lagerunfähig sind als gegenwartscompatible Statements, sollte André Kermer für die Zukunft Hoffnung machen. Vielleicht hat er etwas Seltenes eingefangen – auf jeden Fall etwas, an das die aufgeklärten Baukastenkünstler nicht mehr zu glauben scheinen, oder das sie schlicht vergessen haben, oder auf das sie sich nicht einlassen wollen weil es dafür weder Bastelanleitungen noch Rezeptionsanweisungen gibt.

Leipziger Galerierundgang 2001, Galerie Kermer